

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

CHRISTLICHE EXISTENZ IN DER INDUSTRIELLEN WELT

Die nun in zweiter Auflage vorliegende theologische Ethik der industriellen Arbeitswelt von *Arthur Rich* entstammt einer Vorlesung für Hörer aller Fakultäten an der Universität Zürich¹. Ihr Titel kennzeichnet auch das Buch: «Der Sozialismus als Frage an den christlichen Glauben — Der christliche Glaube als Frage an den Sozialismus.» Das Buch ist ein neuer Meilenstein in der Geschichte der theologisch-kirchlichen Beschäftigung mit der sogenannten sozialen Frage. Rich beschränkt sich, was das Material seines Gegenstandes betrifft, auf die Industriearbeiterschaft und Probleme, die sich auf diesen Ausschnitt der sozialen Frage beziehen. Man mag diese Beschränkung bedauern und etwa darauf hinweisen, daß im Bereich der Angestelltenschaft mindestens so dringende und wichtige Fragen auftauchen wie im Bereich der Industriearbeiterschaft. Man mag deshalb vermuten, die evangelische Sozialethik befinde sich immer noch nicht in der vordersten Front der Probleme. Solche Überlegungen aber, auch wenn sie richtig sein sollten, nehmen dem Buch nicht seinen Wert, das über das Materiale hinaus eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem Marxismus anstrebt.

Deutlich ist die theologische Position des Sozialethikers Rich: «Jeder, der als christlicher Mensch seine politische Verantwortung in der heutigen Welt wahrnehmen will und sich aktiv an deren rechten Gestaltung beteiligt, wird doch immer wieder von den Ordnungsmöglichkeiten Gebrauch machen müssen, die auch dem ‚natürlichen‘ Menschen zu Gebote stehen, das heißt dem Menschen, der sich nicht vom Herrschaftsanspruch Christi gefordert weiß, sondern nach dem Prinzip von Vernunft und Billigkeit seine individuellen und kollektiven Interessen mit denjenigen anderer Menschen oder Gruppen auszugleichen sucht» (S. 19).

Mit diesen Worten wendet sich Rich gegen alle Leitbilder christlicher Gesellschaft, auch gegen das Idealbild einer «christlichen

Industriegesellschaft» (S. 23). Die soziale Welt ist, wie die Welt überhaupt, säkular und gerade durch den christlichen Glauben zur Säkularität befreit. Es kann also nicht darum gehen, in der Praxis etwas prinzipiell anderes zu wollen als nichtchristliche Politiker und Sozialtheoretiker. In dieser theologischen Position Richs stecken eine Reihe systematischer Implikationen, denen wir hier nicht nachgehen können. Für das Gespräch mit dem Marxismus wollen diese theologischen Axiome jedoch bedacht sein.

Die Darstellung der industriellen Entwicklung, der Wandlung des Kapitalismus und des Industrialismus ist kenntnisreich, gründlich und in der Beherrschung der Literatur souverän. Die Disziplin theologische Ethik hat es heutzutage sehr viel schwerer als in früheren Zeiten, in denen die soziale Orientierung vergleichsweise einfach und auch in sozialpolitischer Hinsicht weniger strittig war. Heute muß der Theologe, bevor er sein eigenes Geschäft überhaupt beginnen kann, einen Berg Literatur durcharbeiten. Er ist somit wesentlich auf Wissen aus zweiter Hand angewiesen. Darin steckt ein erkenntnistheoretisches Problem hohen Ranges, ist doch die Sozialwissenschaft nicht so «wertfrei» und vorurteilslos, wie es manche Sozialwissenschaftler immer noch haben wollen. Das wird nirgends deutlicher als bei dem großen Sozialwissenschaftler Marx, der eben zugleich einer der größten und zumindest wirksamsten Ideologen unseres revolutionären Zeitalters gewesen ist. Gerade deshalb reizt er die Theologie immer aufs neue zur kritischen Bestimmung ihres eigenen Standpunktes. Rich zeigt sehr deutlich, daß der christliche Theologe sowohl vom Sozialwissenschaftler Marx als auch in Grenzen vom ethischen Kritiker Marx etwas haben und lernen kann, ohne sich gleichzeitig der Geschichtstheologie von Marx ausliefern zu müssen. So folgt Rich etwa der anthropologisch-ethisch motivierten Ablehnung des Kapitalismus, den Marx nicht so sehr als

ökonomisches Konzept, sondern deshalb angreift, weil ihm ein zynisches Menschenbild zugrunde liegt. Rich lehnt sich an die Kritik von Marx an und schreibt: «In der Tat kann keine Gesellschaft Bestand haben, die auf der Behauptung beruht, daß das Wohl des Ganzen auf dem Eigennutz der einzelnen beruht, mag ihre Logik noch so schlüssig, mögen ihre Vorteile noch so groß sein» (S. 56). Bedenkt man die Konsequenzen dieses Satzes, so scheint mir der anfänglich emphatisch vorgetragene Verzicht auf jede Verchristlichung der Gesellschaft überprüfenswert: die Forderung Richs nach einem «Kapitalismus ohne Kapitalisten» (S. 56) mag von bestimmten Entwicklungen her begünstigt werden, ist aber in ihrem sozialemischen Ansatz eben doch an einem Menschenbild orientiert, das dem modernen Kapitalismus zuwiderläuft und auch vielen anthropologischen Einsichten widerspricht. Der Egoismus scheint nun einmal der Motor des Wirtschaftslebens und der menschlichen Existenz überhaupt zu sein. Eine Tatsache, der inzwischen auch sozialistische Gesellschaften in dem Augenblick Rechnung tragen, wo ihre Form des Staatskapitalismus es erfordert.

Wie wenig illusionistisch im übrigen Rich seinen Gegenstand behandelt, zeigt sich an seiner strikten Ablehnung der Vorstellung, Sozialpolitik lasse sich auf dem Wege der Tradition christlicher Liebestätigkeit vorstellen; zwar wird die christliche Liebestätigkeit auch weiter nötig und wichtig sein. Dennoch kann «die christliche Liebestätigkeit, wie sie immer war und wie sie immer sein wird, nicht die Antwort auf die soziale Frage sein» (S. 160). Es geht vielmehr um institutionelle Eingriffe und allgemein um eine Teilnahme der Christen an der sozialen Verantwortung im Großen. So stellt sich etwa die Gestaltung der Eigentumsordnung als eines der wichtigsten Probleme für eine aus christlicher Verantwortung konzipierte und politisch realisierte Gesellschaft. Der Maßstab, den Rich für das rechte Eigentum anlegt, ist in seiner christlichen Relevanz deutlich: «Eigentum in der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist gut und recht, sofern es die Menschen mitmenschlich verbindet, und es ist böse, wenn es die Menschen widermensch-

lich trennt. Daraus ergeben sich, auf den konkreten Fall bezogen, wieder ethische Maximen, wie man es mit dem Besitztum halten soll» (S. 181). Eine eindeutige Konsequenz aus dieser sozialemischen Position ergibt sich für Rich in der Forderung nach einer breiten Eigentumsstreuung. Wieder übernimmt er von Marx den Rahmen seiner Fragestellung, diesmal bezüglich der Klassenstruktur, und folgert, der industrielle Arbeitnehmer sei «nach wie vor in seinem sozialen Status denen zu vergleichen, die in der alten Agrargesellschaft keinen Grund und Boden hatten. Und an dieser Lage ändert sich grundsätzlich nichts, auch wenn er in Form von Hausrat und so fort ein ganz respektables persönliches Eigentum besitzt und durchaus nicht mehr im Sinn des üblichen Wortgebrauchs zu den ‚Bedürftigen‘ gerechnet werden kann. So gibt es heute unter uns Bedürftige, die längst nicht mehr in der herkömmlichen Weise bedürftig sind. Es sind die in ihrer unmittelbaren Arbeitswelt Unvermögenden, weil vom produktiven Vermögen, das zum Beispiel eine Fabrik darstellt, Ausgeschlossenen. Und dieser neuen Bedürftigkeit ist weit schwerer abzuhelpen als der alten. Denn Fabriken lassen sich nicht aufteilen, wie sich Landbesitz aufteilen läßt. In der modernen Wirtschaft kann darum der einzelne weithin nicht mehr Eigentümer seiner Arbeitsmittel sein. Dieses Faktum muß man in Rechnung stellen» (S. 184). Rich wendet sich gegen den kommunistischen Versuch, das Klassenproblem zu lösen: «Die bloße Umwandlung des Privateigentums an Produktionsmitteln in Kollektiveigentum kann also nie schon die Lösung der sozialen Frage sein. Im Gegenteil: ein kollektivistischer, beziehungsweise staatskapitalistisch durchorganisierter Betrieb vermag unter Umständen ein noch ungleich größeres Maß an Verdinglichung des Menschen und damit an sozialer Unfreiheit in seiner Arbeit zu erzeugen als ein privatkapitalistisches Unternehmen» (S. 195)². Lösungsversuche sieht Rich in Richtung einer verstärkten betrieblichen Mitbestimmung aller, dazu in einer faktischen und materialen Eigentumbildung auf seiten der Industrie-arbeiterschaft.

Aber noch auf einem anderen Wege sieht Rich Hilfen. Die Arbeits- und Freizeitpsychologie hat in der Gegenwart einen großen Einfluß und will auf ihre Weise und mit ihren Methoden das heilen oder doch erträglich machen, was Marx die Entfremdung des Menschen von seiner Arbeit nannte. Rich nimmt diesen marxischen Begriff positiv auf und fragt nach seiner gegenwärtigen Bedeutung. Wenn schon Rich sich gegen alle vorschnelle und radikale Zivilisationskritik vom Schlage Friedrich Georg Jüngers wendet (S. 109), geht er doch von einem Arbeitsbegriff aus, der den ganzen Menschen in seiner Arbeit, und das heißt auch und gerade in der industriellen Arbeit, erfüllen soll. Rich kritisiert den Weg einer bestimmten Richtung der Arbeitspsychologie, Fließbandarbeit durch bestimmte Manipulationen dem Arbeiter mehr oder weniger unbewußt zu machen, um ihm das Leiden an der ständigen Repetition zu ersparen. Die folgenden Sätze G. Friedmanns bezeichnen den Beginn dieser arbeitspsychologischen Richtung und werden von Rich kritisch, wenn nicht ablehnend zitiert: «Die einzige Erleichterung, die wir dem Arbeiter bringen können, liegt unserer Ansicht nach darin, seine Arbeit so unbewußt wie möglich zu machen, damit sich sein Verstand mit anderen Dingen beschäftigen kann. Der direkte Anreiz einer freudigen Arbeit, der im Zuge der modernen industriellen Entwicklung verschwand, muß durch einen indirekten Anreiz ersetzt werden: kürzerer Arbeitstag, Lektüre und, soweit möglich, Musik am Arbeitsplatz. Dazu ist aber notwendig, daß der Verstand wirklich freigemacht wird. Das eigentliche Streben der Arbeitsplatzpsychologie bedient sich dabei der Reflexautomatismen, die dem Menschen in seinem täglichen Leben geläufig sind» (S. 128). In Wirklichkeit, meint Rich, sei «die Seele nicht bei der Arbeit — die ist ja unbewußt geworden —, sie ist bei der Radiomusik und beim vorgelesenen Roman. Nicht die Arbeit interessiert sie also, sondern die Arbeitszerstreuung, genauer ein Stück Freizeit, das hier, durch einen psychologisch raffinierten Trick, in die Arbeit selbst hineingezaubert wird» (S. 130). Damit aber werde der Arbeit «der letzte Rest von Ernst und

Würde» genommen (S. 130). Folgerichtig wendet sich Rich gegen eine zu starke Bewertung der Freizeit. Er spricht von einer «Mythisierung der Freizeit» dort, «wo ihre Korrelation zur Arbeit verkannt und sie dergestalt zum säkularen Abglanz der Sabbatruhe wird» (S. 119).

Das so gesehene Verhältnis von Arbeit und Freizeit aber entspricht vermutlich nicht den sozialen und sozialpsychologischen Gegebenheiten und Möglichkeiten unserer Epoche. Es ist in der Tendenz retrospektiv, orientiert sich an agrarsoziologischen Gesellschaftsstrukturen und hilft, wie ich meine, gegenwärtigen Problemen nicht weiter. Hans Paul Bahrdt hat in der Zeitschrift für Evangelische Ethik (deren Mitherausgeber Arthur Rich ist) einen Aufsatz mit dem Titel «Mythologisierung der Arbeit» geschrieben (ZEE, 9. Jg., 1965, S. 35 ff.). In diesem Aufsatz steht ungefähr das Gegenteil von dem, was Rich über den Zusammenhang von Arbeit und Freizeit meint. Trotzdem täte man Rich Unrecht, würde man ihn schlechthin einen Konservativen nennen. Seine Kritik an der modernen sozialwissenschaftlichen Interpretation des Arbeitsprozesses liegt in einer Richtung mit der Kritik am Kapitalismus als einem zynischen System: «Es geht nicht primär um die eudämonistische Frage, wie sich die Bedrängniserfahrung des Menschen in der Arbeitssituation erträglich machen läßt, noch auch um die antieudämonistische Frage, wie der einzelne, trotz des proletarisierenden Effekts seiner Welt, eigentlich zu existieren vermag; es geht ganz schlicht und einfach darum, zu fragen, was anders werden muß, damit in den Strukturen der modernen Arbeitswelt das Dasein wieder als ein menschliches erfahrbar wird» (S. 135).

Nun begnügt sich Rich nicht mit allgemeinen Sätzen, sondern weist, durchaus im Zuge auch säkularer Bestrebungen, auf Tendenzen und Ziele hin, den industriellen Fertigungsprozeß dem Arbeiter dadurch interessanter und bedeutsamer zu machen, daß der Arbeiter durch die Verantwortung für seine eigene Maschine, die er selber repariert, installiert und in Gang hält, sowohl einen Raum echter Verantwortung als auch ein gewisses Maß an Abwechslung erfährt (S.

137ff.). Er richtet seine Maschine selber ein, prüft die Fertigung der Teile, für welche Befähigung in der Regel nur eine kurze Schulung nötig ist. Auf diese Weise tritt der Arbeiter «wieder in ein erlebbares Verhältnis zu seiner Person» und erfährt den «Aufstieg vom schraubenanziehenden Roboter zu einem Arbeiter mit vielfältigen Aufgaben und Verrichtungen» (S. 141).

So wünschbar und förderungswürdig solche Verlebendigungen sind, so wenig ist doch garantiert, daß sich in jedem Falle und in alle Zukunft solche Wege öffnen. Immerhin ist gerade die christliche Sozialethik aufgefordert, nach solchen Wegen zu suchen. Wie fruchtbar die Zusammenarbeit von Sozialethik und industriellen Praktikern und Theoretikern sein kann, dafür gibt das Buch von Rich lebendige und ermutigende Anschauungen.

Deutlich und entschieden ist Richs Ablehnung jeder auf ein eschatologisches Ziel sich richtenden Sozialpolitik. Der vom Kommunismus angenommenen und erhofften altruistischen Selbstüberwindung der Menschheit gegenüber ist Rich skeptisch (S. 209). Andererseits warnt Rich vor jedem sozialen Pessimismus: «Christlicher Glaube ist in dieser Hinsicht weder pessimistisch noch optimistisch. Er kann nicht pessimistisch sein, weil er auf die wirkliche, endgültige und totale Überwindung der sozialen Verderbnis für diese Welt hofft. Und er kann nicht optimistisch sein, weil er die wirkliche, endgültige und totale Überwindung der sozialen Verderbnis dieser Welt nicht von ihr selbst erwartet, sondern von der ganz anderen Welt der kommenden Herrschaft Gottes. Mit dem messianisch-eschatologisch gestimmten Sozialismus und Kommunismus glaubt darum christlicher Glaube, daß die Welt eine Zukunft hat. Doch nicht darum,

weil er meinen würde, daß die Welt des kapitalistischen Industrialismus auf dem Wege ihrer revolutionären Verneinung durch den industriellen Kollektivismus oder auf dem Wege ihrer evolutionären Überwindung durch die Summierung einer unendlich großen Zahl von sozialen Einzelfortschritten die «ideale sozialistische Gesellschaftordnung» aus sich selbst hervorgehen lassen müsse; wohl aber, weil er in Jesus Christus Gott selbst mit der erlösenden Herrschaft seines Reiches auf die schuldige Welt zukommen sieht, damit sein Wille geschehe, «wie im Himmel, so auch auf Erden» (S. 212).

Richs Buch ist ein wichtiger Beitrag auf dem Wege zum industriellen Humanismus und zu dem immer notwendiger werdenden Gespräch zwischen Marxismus-Kommunismus auf der einen und dem Christentum auf der anderen Seite. Wenn beide Gesprächspartner mit so offenem Sinn für einander dieses Gespräch führen, kann dabei für Ost und West und für die Sozialstruktur kapitalistischer wie sozialistischer Länder nur gutes herauskommen.

Martin Greiffenhagen

¹ Arthur Rich: Christliche Existenz in der industriellen Welt. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage, Zwingli-Verlag, Zürich-Stuttgart 1964. ²Übrigens nimmt Rich, in guter Kenntnis der Frühschriften von Marx, Marx selber in Schutz vor einer ideologischen Beanspruchung durch die gegenwärtige kommunistische Praxis dieses Staatskapitalismus. Marx kennt bekanntlich in seinem Manuskript «Nationalökonomie und Philosophie» verschiedene Formen des Kommunismus. Dieser leider nicht näher ausgeführten Formenlehre zufolge würde der gegenwärtige Sozialismus östlicher Prägung als «roher oder kollektivistischer Kommunismus» zu bezeichnen sein.

STRATEGIE GESTERN — HEUTE — MORGEN

Unter dem Titel *Strategie gestern — heute — morgen* hat der frühere Auslandsredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, Dr. Urs Schwarz, einen Tatsachenbericht über die Entwick-

lung des politisch-militärischen Denkens in Amerika im ECON-Verlag in Düsseldorf herausgegeben, der den Einfluß der Militärtechnik darstellt, so wie sie von modernsten

naturwissenschaftlichen Auffassungen abgeleitet wird. Es handelt sich bei diesem Buch gleichzeitig um die gründliche Analyse eines Kenners der Ereignisse und Personen des zweiten Weltkrieges, dessen Erfahrungen einmalig sind. Dabei ist auch der Begriff des «Unconditional Surrender» als das Kriegsziel der Alliierten wieder erstanden und als ein Wort von Franklin Delano Roosevelt neu geprägt worden. Wie wörtlich wir diesen Begriff zu interpretieren haben, wissen wir nicht. Roosevelt ist im Jahre 1945 gestorben; die bedingungslose Übergabe aber ist ein Schlagwort, das General Ulysses S. Grant schon im Februar 1862 dem Verteidiger des von ihm belagerten Fort Donelson entgegengehalten hat. Es drückt, wie Dr. Urs Schwarz dartut, in vollkommener Weise das Ideal männlicher Härte und die Sehnsucht der amerikanischen Seele nach dem «alles oder nichts» aus und bildet so einen wichtigen Bestandteil der amerikanischen Folklore, der zum mindesten den meisten amerikanischen Schulkindern bekannt ist. Ob Roosevelt bewußt den rein taktischen Gedanken Grants auf die große Strategie übertragen oder nur an ein der Menge verständlicheres Bild anknüpfen wollte, wissen wir, wie gesagt, nicht. Es hätte auch nicht viel geändert. — Truman als Nachfolger Roosevelts hat sich ohnehin materielle Kritik damit begnügt, den Ausspruch seines Vorgängers zu publizieren und damit einen Begriff geschaffen, der — vielleicht — gar nicht in einem solchen Sinne gemeint war. Zur strategischen Klärung der Lage hat das Wort von General Grant auf keinen Fall beigetragen. Eindeutig taktische Begriffe lassen sich nicht

so leicht in strategische Prinzipien übersetzen. Und das ist wohl auch der Grund, warum die Wirkung des Grantschen Axioms in Deutschland nicht viel größer gewesen ist.

Strategie ist eine Wissenschaft; sie in einem Schlagwort zusammenzufassen ist kaum möglich, besonders wenn es sich dabei um einen Einzelfall handelt, der so klar umrissen ist wie die Belagerung von Fort Donelson.

In Amerika haben die militärischen und zivilen Behörden mit sich und gegeneinander gerungen, bis endlich klar wurde, daß das Endziel der Strategie der Frieden ist und nicht ein mehr oder weniger lange dauernder militärischer Erfolg. Dieser ist Mittel zum Zweck. Strategische Entschlüsse von taktischen Erwägungen herleiten zu wollen, führt zu Fehlüberlegungen, was sich kaum klarer beweisen läßt als durch die Tatsache, daß das höchste Ziel der Strategie der Frieden ist, während taktische Erfolge immer nur Mittel zum Zweck bleiben. Strategie ist im Grunde genommen eine zivile, eine politische Wissenschaft und hat als solche nichts mit militärischen Zielen zu tun. Nur so ist es verständlich, daß sowjetische und amerikanische Militärschriftsteller, wie zum Beispiel Marschall Sokolowski («Militärstrategie», 1963)¹ und die amerikanischen Autoren, auf die Dr. Urs Schwarz sich stützt, zur selben Überzeugung — wenn auch auf ganz verschiedenen Wegen — gelangten.

Rudolf C. Vetter

¹Siehe Besprechung des Buches von Sokolowski in Heft 7, Okt. 1965 der «Schweizer Monatshefte».

GENERAL OBERST HALDERS KRIEGSTAGEBUCH

Das Kriegstagebuch von Generaloberst Halder ist an und für sich schon lange bekannt. Es ist in vielen Publikationen über den Zweiten Weltkrieg ausgewertet und teilweise sogar in längeren oder kürzeren Auszügen veröffentlicht worden. Trotzdem ist die nun vorliegende Gesamtausgabe eine sehr wertvolle, für viele Studien sogar unentbehrliche Grundlage für den Historiker und für jeden,

der sich irgendwie für die militärische, politische oder technische Geschichte des Zweiten Weltkrieges speziell interessiert¹.

General Halder war als Nachfolger von General Beck Generalstabschef des deutschen Heeres vom Sommer 1938 bis zum September 1942. Bis zum Dezember 1941 war General Brauchitsch als Oberbefehlshaber des Heeres sein direkter Vorgesetzter.

Am 18. Dezember 1941 übernahm bekanntlich Hitler selbst neben dem Oberkommando der Wehrmacht auch noch dasjenige des Heeres. Damit wurde er auch direkter Vorgesetzter von Halder. Die Stellung von Halder wurde immer mehr eingeschränkt, und das Verhältnis zwischen Hitler und Halder wurde immer schlechter. Dies führte schließlich bei Beginn der Verteidigungskämpfe um Stalingrad zu Halders Verabschiedung. Der Tagebucheintrag vom 24. September 1942 beginnt mit den Worten: «Nach dem Tagesvortrag: Verabschiedung durch den Führer (meine Nerven verbraucht, auch seine nicht mehr frisch. — Wir müssen uns trennen. — Notwendigkeit der Erziehung des Gen.-Stabs im fanatischen Glauben an die Idee. — Entschlossenheit, auch im Heer seinen Willen restlos durchzusetzen).»

Das Tagebuch von Halder ist kein reines Tagebuch im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr eine Kombination eines Tagebuches mit einem Aide-mémoire oder Notizbuch, in dem Halder alles das festhielt, was er für seine Arbeit und Tätigkeit brauchte. So hat er eigene Überlegungen festgehalten, aber auch die Berichte seiner Mitarbeiter und Dritter, wenn immer sie ihm wesentlich oder wichtig erschienen, oft nur stichwortartig notiert. Hatte er selbst zum Vortrag bei seinem Vorgesetzten anzutreten, so hielt er die eigene Vorbereitung dazu im Tagebuch fest. Nahm er an einer wesentlichen Besprechung teil, so fixierte er nachher im Tagebuch das Wesentliche. Berichtete ihm sein Vorgesetzter Brauchitsch oder sonst jemand über eine Besprechung mit dem Führer, so faßte er im Tagebuch zusammen, was ihm wichtig oder beachtenswert erschien. Er stenographierte das Tagebuch täglich selbst. Der Stil ist trocken und anspruchslos. Ohne Kenntnis der Personen, der augenblicklichen Situation des Tages oder ohne Sachkenntnis erscheint vieles zunächst oft schwer verständlich. Doch hilft gerade in diesen Fällen die äußerst gründliche und sachgemäße Kommentierung in den Fußnoten von Hans-Adolf Jacobsen wesentlich zum besseren Verständnis. Übrigens finden sich in diesen Fußnoten auch immer wieder wertvolle und meist umfassende Literaturangaben. Auch die Einfüh-

rung durch Philippi, die einzelnen graphischen Darstellungen der Kommando-Ordnung wie die wenigen, aber guten Karten sind sehr nützlich.

Es drängen sich vornehmlich zwei Arten der Lektüre auf: Entweder man liest das Tagebuch durch als ein Ganzes. Dann erhält man einen Eindruck von der Person des Verfassers, seiner Stellung, von den großen und kleinen Sorgen, den Lasten und Verantwortungen des Generalstabschefs des deutschen Heeres vom 18. August 1939 bis zum 24. September 1942. Man erhält Einblick in Tausende von großen und kleinen Dingen, und man läßt den Ablauf des Geschehens getreu dem Tagebuch auf sich wirken. Trotz des trockenen, sachlichen Stils und trotz der oft äußerst bunten und vielfach zufälligen Mischung der verschiedensten Dinge erlebt man gerade in Zeiten von Entscheidungen die ganze Spannung des geschichtlichen Ablaufs, die ganze Belastung der Entschlußfassung und Führung und die Freuden und Leiden eines Generalstabschefs im Kampf mit dem Ungewissen, mit dem Feind, aber auch mit dem Zeitablauf, den konkreten Verhältnissen und den personellen Problemen mit Vorgesetzten, Mitarbeitern und Untergebenen, mit Bundesgenossen und Neutralen, mit Soldaten und Politikern. Man mag da und dort über einzelne Stellen rascher hinweggleiten, wenn sie irgend ein Sachgebiet betreffen, und doch wird man immer wieder gefesselt von der Unsumme der Probleme und der Arbeit eines Generalstabschefs des Heeres, aber auch von der äußersten Spannung vor allem in Zeiten großen Geschehens, von wichtigen Entscheidungen und Krisen.

Die andere Art der Lektüre ist diejenige der Betrachtung einer Fundgrube, wo man entweder systematisch dasjenige sucht und auch findet, auf das man sein besonderes Augenmerk richtet, oder wo man zunächst einfach beschaulich wandert, um dann da und dort länger zu verweilen, wenn uns irgend ein konkretes Problem oder ein besonderer Zeitabschnitt besonders fesselt.

Warlimont schrieb über Halder: «In seinem Tagebuch hat er sich und der Arbeit

seines Generalstabes ein die Zeiten überdauerndes Denkmal des großen Feldzuges gesetzt².» Das Tagebuch ist in drei Bänden veröffentlicht worden. Der erste Band beginnt mit den letzten Vorbereitungen des Polenfeldzuges und der dadurch bedingten Bereitschaft im Westen. Man erlebt die ganze Dramatik des Entschlusses zum Angriff, der Sorgen um seine politischen und militärischen Folgen, den Ablauf des Polenfeldzuges und die Umstellung gegen Westen. Dabei sind die großen Tagesereignisse immer wieder aufgelockert durch die beim Generalstabschef zusammenlaufenden Erwägungen technischer Art, angefangen bei den Zeitrechnungen für Aufmarsch und Transporte von Freund und Feind bis zu den Details von Ausrüstung und Organisation von Nachschub und Rückschub. Dann folgt die Zeit der *Drôle de guerre* mit allen Erwägungen und Vorbereitungen operativer, organisatorischer und technischer Art, aber auch mit politischen Überlegungen zur Fortsetzung des Krieges. Die Vorbereitung des Frankreichfeldzuges wird unterbrochen durch den Angriff auf Dänemark und Norwegen. Dann folgt der Westfeldzug selbst, mit all seinen Spannungen und Kontroversen. So wird zum Beispiel das Zögern Hitlers und seine Angst um die offene Südflanke nach dem Durchbruch bei Sedan und das zeitweise Anhalten vor Dünkirchen sehr eindrücklich sichtbar.

Der zweite Band umfaßt die Zeit vom 1. Juli 1940 bis zum 21. Juni 1941, dem Tag vor Beginn des Rußlandfeldzuges. Neben den Vorbereitungen gegen England und den Ereignissen im Mittelmeerraum von Gibraltar bis zum Nil werden auch einige der uferlosen Pläne Hitlers, die bis Afghanistan und Indien reichen, offensichtlich. Natürlich beherrscht die Vorbereitung des Angriffs auf Rußland weitgehend die Arbeit des Generalstabschefs. Die Aufzeichnungen Halders veranschaulichen, wie Jacobsen im Vorwort richtig schreibt, «in eindrucksvoller Weise die Wechselwirkung von Politik und Kriegführung» und auch «den Zusammenhang zwischen militärischen Planungen und wehrwirtschaftlichen und wehrtechnischen Maßnahmen».

Der dritte Band umfaßt den Rußlandfeldzug bis vor Stalingrad. Daneben tauchen immer wieder Fragen auf aus dem Mittelmeerraum, aus dem besetzten Frankreich, Fragen der Politik, der Organisation, der Technik. Zusehends verhärtet sich auch das Verhältnis zu Hitler. Schon am 22. August 1941 schreibt Halder: «Ich halte die durch die Eingriffe des Führers entstandene Lage für Oberbefehlshaber des Heeres untragbar. ... Ich habe daher ObdH vorgeschlagen, um seine Enthebung vom Amt zu bitten und meine Enthebung gleichzeitig zu beantragen. ObdH lehnt ab, weil es praktisch doch nicht zur Niederlegung des Amtes käme, also nichts ändern würde.» Die Winterkrise 1941/42 wird äußerst anschaulich, und die immer wieder gegebenen genauen Verlustzahlen zeigen den erschreckenden Kräfteverbrauch: so betragen die Gesamtverluste in den ersten drei Monaten des Feldzuges über eine halbe Million, gleich 15% des Ostheeres, in den ersten zehn Monaten über 1,1 Millionen, gleich 36% des Heeres, und bis zum 31. August 1942 über 1,5 Millionen. Der Angriff im Sommer 1942 geht zunächst gut voran, doch zeigt sich deutlich die immer größere Aktivität der Russen und die offensichtliche Überforderung der eigenen Kräfte, die schließlich zur entscheidenden Krise bei Stalingrad führt.

Das Tagebuch Halders enthält neben dem Niederschlag der Tagesereignisse auch eine Fülle Details und Einzelheiten. Es seien hier nur einige wenige Beispiele angeführt: Im August 1939 rechnete Halder damit, daß Frankreich aus Sicherheitsbedürfnis schnellstens in Luxemburg mit 4 Divisionen und 2 Brigaden einmarschieren werde und am Abend des dritten Tages damit an der deutsch-luxemburgischen Grenze stehe. Hitler hatte aber am 25. August entschieden, daß ein solcher Einmarsch deutscherseits nicht als *casus belli* angesehen würde. Am 17. August 1939 findet sich der Eintrag «Himmler-Heydrich Obersalzberg 150 polnische Uniformen mit Zubehör». Aus der Fußnote von Jacobsen ergibt sich, daß es sich um den fingierten «polnischen» Überfall auf den Sender Gleiwitz durch KZ-Häftlinge in polnischer Uniform handelte. Für den Überfall

auf die Weichselbrücke von Dirschau wird am 19. August 1939 unter anderem vermerkt: «Durchführung: 1 Kp. Pioniere in Zivil auf Güterzug, dahinter Panzerzug, dahinter mot. Gruppe Medem (Name des Kommandanten): Rest Pionier-Bataillon, Panzerabwehrzug, schwere Feldhaubitzeabteilung mit 1 MG K (Panzerspähzug). Luftwaffe bewirkt: Kaserne, Elektrizitätswerk, Bahnhof.»

Interessant ist es zum Beispiel auch, die vorhandenen Feind-Nachrichten zu lesen. So heißt es am 27. August 1939: «Frankreich: Seit 2 Uhr Aufmarschtransporte im Anlaufen, nur gegen Deutschland. Kommandierende Generale bleiben in Friedensorten. ... Bekleidungsbestände aus südlichen Wehrkreisen nach Norden transportiert. Gerücht: Alpenjäger von italienischer Grenze nach Norden.»

Man findet auch Eintragungen wie diejenige vom 10. September 1939: «SS-Artillerie des Panzerkorps hat Juden in eine Kirche zusammengetrieben und ermordet. Kriegsgericht hat ein Jahr Zuchthaus ausgesprochen. Küchler hat Urteil nicht bestätigt, weil strengere Strafen fällig.» Aus der Anmerkung von Jacobsen ergibt sich, daß der Vorfall bis heute noch nicht im einzelnen geklärt ist, daß es sich aber offenbar um das Vorgehen einer Polizeikompanie handelte, deren Führer vor ein Kriegsgericht gestellt worden war. Am 18. Oktober 1939 wird ein Bericht über Äußerungen Hitlers wegen Polen zusammengefaßt: «Verhindern, daß polnische Intelligenz sich zu neuer Führerschicht aufwirft. Niedriger Lebensstandard soll erhalten bleiben. Billige Sklaven. ... Das Reich soll den Generalgouverneur befähigen, dieses Teufelswerk zu vollenden.» Und am 4. Dezember 1939 notiert Halder: «Protest v. Leeb gegen SS-Erlaß.» Es handelte sich um Himmlers Weisung zur «Kinderzeugung» außerhalb der Ehe.

Am 24. Juni 1940 findet sich folgender Eintrag: «Die Italiener hängen an den franz. Befestigungen und kommen nicht weiter. Sie wollen aber für Waffenstillstandsverhandlungen möglichst weites franz. Gebiet von sich besetzt angeben und haben daher den Vorschlag gemacht, italienische Bataillone auf dem Luftwege teils über München teils un-

mittelbar nach Lyon zu überführen und hinter der Front List an solche Punkte nachzuführen, bis zu denen Italien seinen Besetzungsanspruch ausdehnen will. Das ganze ist ein Betrug gewöhnlichster Sorte. Ich habe erklärt, daß ich meinen Namen nicht mit dieser Angelegenheit verbunden haben will. Das ganze stellt sich schließlich als ein Vorschlag Roattas dar, dem Marschall Badoglio seine Zustimmung verweigert.» Roatta war der italienische Militärattaché in Berlin.

Nach dem Frankreichfeldzug besuchte Halder von Belfort aus die schweizerische Juragrenze. Am 7. Oktober 1940 schreibt er darüber: «Das Grenzland (Jura) ist ein langweiliges bis 1000 m ansteigendes Höhen Gelände, das von der Schweizer Seite im allgemeinen überhöht wird und von ihr auf langen Strecken durch die Schlucht des Doubs getrennt ist. Kein einfaches Absprunggelände für Angriff. Das Schweizer Land liegt in ständig höher werdenden Wellen mit viel Wald quer vor dem Angreifer. Die Übergangsmöglichkeiten über die Grenze sind nicht zahlreich. Schweizer Grenzstellung ist stark.»

Immer wieder tauchen Rüstungsfragen auf für Waffen und Munition, Fabrikation und Organisation. Auch der Gaskrieg wird vorbereitet. So steht am 20. November 1940 zu lesen: «Fragen der Bevorratung an chemischen Kampfstoffen und Geschossen. Erste Bevorratung 1,3 Millionen l. F. H. (Feldhaubitzen) und s. F. H. bis 1. April. Drei Monate nach Gaskampfbeginn kann eine weitere Rate in gleicher Höhe bereitgestellt sein (auch füllungsmäßig). In je 3 Monaten gleiche weitere Leistung. Gesamtlagerraum für Gaskampfstoff 10 000 t, davon wir 3, Luftwaffe 7.»

Wie sehr ein Generalstabschef vorausdenken muß, zeigt sich zum Beispiel aus folgenden Eintragungen: am 9. Juli 1941 «Vorsorge für den Winter muß jetzt anlaufen»; oder am 25. Juli 1941: «Schon jetzt an Winterfürsorge denken! (Winterbekleidung).» Am 2. August 1941 heißt es: «Jetzt 150 000 Baracken verfügbar, gleiche Zahl kann noch bis Herbst neu geschaffen werden. Zugbedarf für Vorführung 255 Züge. Transportproblem zwingt im weitesten Maße zum Bau

von Blockhäusern an Ort und Stelle. ...Woldecken (bis zu drei je Mann), Bettwäsche, Strohsäcke, Öfen. Einrichtungsgegenstände (Waschschüsseln, Kannen pp.) werden in großen Mengen bereit gehalten, desgleichen Kochkessel zur Schonung unserer Feldküchen und Beleuchtungsmittel.» Am 16. August 1941 wird angegeben: «Munitionsverbrauch: Ab 1. 8. ist so viel Munition gefahren worden wie ganze «Barbarossa»-Ausstattung ausmacht (340 Züge).»

Auch die Waffentechnik beschäftigt den Generalstabschef. So notiert er am 20. August 1941: «Ablehnung der Panzerbüchse 41 und der Hohlgranate für Schießbecher», oder am 7. Dezember 1941 «Hohlgranate verspricht mehr als Langgeschöß.»

Natürlich kommen auch immer wieder personelle Fragen zur Sprache. Dafür sei eine besonders interessante Stelle zitiert. Am 23. April 1941 heißt es unter anderm im Tagebuch Halder: «Aus Berichten von Offizieren, die von unten kommen und aus persönlichem Brief geht hervor, daß Rommel seiner Führungsaufgabe in keiner Weise gewachsen ist. Er rast den ganzen Tag bei den weitverstreuten Truppen herum, setzt Erkundungsvorstöße an, verzettelt seine Truppen. Kein Mensch hat einen Überblick über die Verteilung der Truppen und über ihre Gefechtskraft. Sicher ist nur, daß die Truppen weit verstreut sind und die Gefechtskraft erheblich abgesunken ist. Durch die Teilvorstöße schwacher Panzerkräfte sind starke Verluste eingetreten. Außerdem sind die Kraftwagen durch den Verschleiß im Wüstensand schwer geschädigt. Zahlreiche Motoren für Panzerkampfwagen müssen ersetzt werden. Der Lufttransport kann die von Rommel sinnlos gestellten Anforderungen nicht erfüllen, allein schon deswegen, weil der Betriebsstoff mangelt und nach Nordafrika entsandte Flugzeuge dort für den Rückflug keinen Brennstoff finden. Daher notwendig, die Verhältnisse in Nordafrika schleunigst zu klären. Selbst herunterzufliegen lehne ich nach reiflicher Überlegung ab. Ich kann unten nicht als Erkundungsorgan auftreten. Wenn ich unten erscheine, will ich das Recht haben, zu befehlen. Oberbefehlshaber des Heeres hat dagegen Bedenken und schiebt

Schwierigkeiten wegen des italienischen Oberkommandos vor. Natürlich sind die Gründe andere (Einwirkungen Hitlers), es ist aber vielleicht besser, Glt. Paulus loszuschicken, der mit Rommel aus früherer gemeinsamer Dienstzeit persönlich gut steht und vielleicht noch als einziger die Möglichkeit hat, diesen verrückt gewordenen Soldaten durch seinen persönlichen Einfluß abzufangen.» Rommel war erst seit kurzer Zeit in Afrika und hatte vor drei Wochen mit seinem ersten Angriff begonnen.

Halder war im Ersten Weltkrieg und auch nachher zumeist in Generalstabsstellen tätig und kommandierte nur von 1923 bis 1925 eine Gebirgsbatterie und von 1934 bis 1936 eine Infanterie-Division, während Rommel nie Generalstäbler war und im Ersten Weltkrieg zunächst einen Infanteriezug, dann eine Kompanie und schließlich ein Bataillon führte und im Feldzug gegen Frankreich die 7. Panzerdivision kommandierte.

Diese wenigen Zitate aus dem Text des Tagebuches sollen keineswegs auf Nebensätze ablenken. Im Vordergrund des Tagebuches steht naturgemäß immer wieder die operative Führung des Krieges. Es handelt sich dabei um ein völlig unzensuriertes und unkorrigiertes Werk, das die Eindrücke des Tages schonungslos festhält. Die Arbeit und Arbeitsweise des Generalstabes des Heeres in den ersten Kriegsjahren und der persönliche Standpunkt von Halder kommen klar zur Darstellung. Dabei stehen die Probleme der Mobilmachung, des Aufmarsches, der Führung, des Transportwesens und der Versorgung im Vordergrund, doch sind sie untermischt mit zahllosen Problemen politischer, organisatorischer, technischer, wehrwirtschaftlicher und personeller Art, mit denen sich ein Generalstabschef fast täglich zu befassen hat. Die Publikation dieses Tagebuches darf als eine der wichtigsten Quellenpublikationen zum Zweiten Weltkrieg angesprochen werden. Verfasser und Herausgeber verdienen Dank und Anerkennung, daß sie diese unretouchierte und sorgfältig kommentierte Veröffentlichung ermöglichten.

Edmund Webrli

¹Generaloberst Halder: Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939—1942, herausgegeben vom Arbeitskreis für Wehrforschung, Stuttgart, bearbeitet von Hans-Adolf Jacobsen. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. Bd. I: Vom Polenfeldzug bis zum Ende der Westoffensive (14. 8. 1939—30. 6. 1940)

1962; Bd. II: Von der geplanten Landung in England bis zum Beginn des Ostfeldzuges (1. 7. 1940—21. 6. 1941) 1963; Bd. III: Der Rußlandfeldzug bis zum Marsch auf Stalingrad (22. 6. 1941—24. 9. 1942) 1964. ²Warlimont: Im Hauptquartier der Wehrmacht 1939—1945, S. 106.

Die Sprachen gehören zu den schönsten Dingen, die es auf der Welt gibt. Man sagt, sie sind es, die unser Dasein vom Dasein der Tiere unterscheiden. Sie sind wie wundervolle Musikinstrumente, die unsichtbar immerfort neben uns herschweben, damit wir uns ihrer bedienen: die Möglichkeit der unsterblichsten Gedichte schläft immerfort in ihnen, wir aber spielen auf ihnen so albern als möglich. Trotzdem ist es nicht möglich, sie ganz um ihren Klang zu bringen. Ja, wenn wir für die Schönheit der eigenen stumpf geworden sind, so hat die nächstbeste fremde einen unbeschreiblichen Zauber; wir brauchen nur unsere welken Gedanken in sie hineinzuschütten, und sie werden lebendig wie Blumen, wenn sie ins frische Wasser geworfen werden.

Hugo von Hofmannsthal